

Zeitschrift: Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen
Herausgeber: Emanzipation
Band: 22 (1996)
Heft: 6

Artikel: Emanzipation auf dem Totenbett? : der Arbeitsort als Mikrokosmos des Kapitalismus, Arbeit als Emanzipation und politisierter Respekt
Autor: Schmuckli, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-361980>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emanzipation auf dem

VON LISA SCHMUCKLI

Der Arbeitsort als Mikrokosmos des Kapitalismus,
Arbeit als Emanzipation und politisierter Respekt

Die Emanzipation liegt auf dem Totenbett: sterbend im Spital. Aber gerade dieses Spital zeigt, dass Emanzipation noch immer hochaktuell ist, zur Gesundheit der Frauen wesentlich beiträgt, einen Preis von jeder Frau abverlangt, anstrengend und unbequem werden kann – und bei mangelnder Pflege absterben und eingehen kann.

Das Spital ist ein Ort, wo mehrheitlich Frauen die traditionellen, klassischen Frauenarbeiten des Hegens, Pflegens und Umsorgens nicht mehr im Privaten, im Kleinen der Familie, sondern in der Öffentlichkeit verrichten. Hegen, Pflegen, Heilen, Umsorgen: dies sind traditionelle weibliche Eigenschaften der Fürsorge, die im Kontext des Spitals professionalisiert worden sind und für die die Frauen einen Lohn erhalten. Damit treten Frauen nach aussen, erfahren Berufsinteressen und -alltage, sind oft ökonomisch unabhängig; zugleich bleiben sie in den traditionellen Frauenbildern und Frauenberufen gefangen, sofern sie diese Arbeiten nicht selbständig interpretieren oder/und subversiv umgestalten.

Das Spital ist also ein Ort, wo sich Dienen und Leisten überschneiden, zu (immer teurer werdenden) Dienstleistungen werden. Die professionelle Ausübung weiblicher Eigenschaften, kombiniert mit einem Berufsauftrag

und einem hohen Berufsethos, sind gefragte Angebote auf dem Gesundheitsmarkt. Es sind bezahlte Dienstleistungen, die die Arbeit der Frauen prägen, aber nicht mehr die Frau definieren. Nicht mehr die verordneten Eigenschaften des Hegens und Pflegens dominieren die Frauen, sondern die professionellen Spitalarbeiterinnen beherrschen beruflich bedingte Fähigkeiten. Sie können entscheiden, für wen sie diese Fähigkeiten einsetzen wollen.

Im Spital treffen die verschiedensten Frauenarbeiten aufeinander: die Visiten der Ärztin, die lindernden Handgriffe der Krankenschwestern, die technischen Analysen der Laborantinnen, das notwendige Säubern der Putzfrauen, wenn die BesucherInnen gegangen sind, die Arbeiten der Sekretärinnen, das Lernen der Schülerinnen und das Unterrichten der Lehrerinnen. Das Spital ist nicht nur der Ort des Herrn Doktor Frank, der Mittwoch abends vor allem hübsche Frauen rettet, ihrem Leben wieder Sinn einhaucht und damit die unendlichen Heldengeschichten weiterschreibt. Im Spital findet Arbeitsalltag statt.

Das Spital ist ein Ort, wo tagtäglich verschiedenste Gefühle aufeinandertreffen. Die Besucherin, die zur Grossmutter geworden ist, freut sich an ihrem Enkelkind; die Tochter selbst hatte vielleicht Angst vor der Geburt. Nebst gros-

ser Arbeit und vielen Dienstleistungen ist das Spital auch ein Ort, wo existenzielle Gefühle da sind. Jede Person reagiert individuell auf Situationen im Spital; die Gefühle sind unberechenbar, nicht vorhersehbar – und haben oftmals keinen Raum an diesem Arbeitsort. (Und je mehr gespart werden muss im sogenannten «Gesundheitssektor», desto schwieriger wird es für die hier Arbeitenden, diesen Gefühls-Raum zu schützen.)

Das Spital als Ort der Emanzipation

Auffällig am Spital sind noch heute seine enormen Arbeitshierarchien. Die Leiter ist ungefähr so abgestuft: Chefarzt – Oberarzt – Arzt – Assistenzarzt oder wohl Unterarzt – Oberschwester – Krankenschwester – Lernschwester oder wohl Unterschwester –, irgendwo auf der Leiter stehen noch LaborantInnen, RaumpflegerInnen, KöchInnen, Hauswarte. Und entsprechend der Hierarchiestufe ist auch die Höhe des Lohnes – unabhängig davon, ob dieser Lohn «gerecht» ist oder nicht, oder ob die Arbeit diesen Lohn wert ist. Diese Arbeitsteilung erstreckt sich bis zu den Angehörigen: Das Spital kann nur reibungslos funktionieren, wenn die Angehörigen die emotionale Betreuung der PatientInnen übernehmen, die Heilung so unterstützen und damit zugleich ihre unbezahlte und unsichtbare Arbeit leisten.

Zugleich nehme ich aber auch neue, kreative Formen von Arbeitsteilung im Spital wahr, nämlich verschiedenste

Totenbett?

Tauschformen: Frauen tauschen über die Hierarchiestufen hinweg ihr Fachwissen, ihre beruflichen und sozialen Erfahrungen, den Pausenkuchen, Gefühle und Fremdheiten. Ein Ort, wo Frauen ihre Arbeitspläne austauschen, Schichten abtauschen und wo sie vielleicht auch auf den Toiletten ihren Lippenstift tauschen...

Das Spital als Mikrokosmos des kapitalistischen Systems

Diese plakativen Beschreibungen zeigen, dass das Spital auf der einen Seite ein Mikrokosmos des kapitalistischen Systems ist und analog funktioniert wie der Kapitalismus selbst. Auf der anderen Seite ist das Spital ein Ort, wo Arbeit individuell konkretisiert und erfüllt wird – von den Professionals, den PatientInnen und den BesucherInnen. Auf diese beiden Seiten der Arbeit im Spital möchte ich nun weiter eingehen. Grundlegendes Merkmal des kapitalistischen Systems ist die Arbeitsteilung: eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedensten Frauen, zwischen den Männern unterschiedlicher Herkunft und zwischen Männern und Frauen. Arbeitsteilung bedeutet in diesem System: Teile und herrsche. Teile, damit Solidarierungen verunmöglicht werden, herrsche, damit klar ist und bleibt, wer das Sagen hat und wer die Ziele, die Strategien und den Sinn der Arbeit vorgibt. Teile und herrsche ermöglicht fette Gewinne, die privatisiert werden. Im Spital dominieren eine klare Arbeitsanordnung und klare Lohndifferenzen. Weshalb soll der Chefarzt bis zu zehnmals mehr verdienen als seine Mitarbei-

Was macht der Kapitalismus mit mir als Arbeiterin in dieser Arbeitsteilung?



terinnen, ohne die er seine Operationen gar nicht durchführen kann? Ich weiss: eine alte Frage, noch immer aktuell. Und mit der verordneten und nicht mehr hinterfragten Arbeitsteilung kann das System Spital oder Kapitalismus die Interessen der Mächtigen durchsetzen: das Interesse an einer bestimmten Spezialisierung des Spitals, das Interesse an gewissen Apparaten, das Interesse an PrivatpatientInnen, etc. Die Interessen werden die Gewinne wohl erhöhen... Teile und herrsche kann frau aber auch so lesen, wie dies Heidi Witzig vor-

schlägt: teile zwischen (männlichem) Portemonnaie und (weiblichem) Rucksack, zwischen männlicher Pult- und weiblicher Topfarbeit.

Eine zweite Grundregel des kapitalistischen Systems lautet: die Arbeitsteilung muss so abgewickelt werden, dass die Reproduktionsarbeiten, also die Familien- und Betreuungsarbeiten, aus der (bezahlten) Lohnarbeit ausgelagert werden. Ausgelagerte Reproduktionsarbeit: das heisst auch, dass diese Arbeit keine Lohnarbeit sein darf, dass diese Arbeit die Grenze zwischen bezahlter, sinnvoller und unbezahlter, sinnloser Arbeit markiert.

Wenn jedoch Angehörige nicht mehr bereit wären, hier im Spital ihre Kranken zu besuchen, die Kinder zu unterhalten, das psychische Wohlbefinden zu stärken, damit die physische Heilung schneller vorangeht, und wenn Angehörige die Nachpflege, die Rekonvaleszenz ausserhalb des Spitals nicht mehr gewährleisten würden, dann würde der reibungslose Ablauf des Spitalsystems nicht mehr funktionieren, dann würden die Kosten im Gesundheitswesen, wie es auch genannt wird, nochmals «explodieren». Dann würden Gesundheit und Gesundwerden definitiv zu einem Gut, das frau/man sich leisten können muss.

Emanzipation pflegen

Nach diesem Szenario möchte ich zwei Ansätze formulieren, wie wir in diesem System Emanzipation pflegen könnten: Emanzipation pflegen heisst hier zum einen, die Funktionalität des Systems erkennen/durchschauen und kräftig denunzieren (statt verlängern). Wie also funktionieren die Arbeitsteilung und die verborgene Hierarchie der Arbeiten? Wie werden die verschiedenen Angebot-Nachfrage-Spiele durchgesetzt? Wie reagiert das Spital, wenn Frauen die ihnen zugeteilten Funktionen oder Arbeiten nicht mehr nach Vorgaben erfüllen, wenn Krankenschwestern



Foto: Interfoto

Dienst nach Vorschrift machen, der psychischen Heilung ihre Zeit geben, die Angehörigen in die Heilung miteinbeziehen, etc.? Wie reagiert der Markt, wenn wir Frauen die Hoffmann-LaRoche so lange boykottieren, bis Frauen 51 Prozent der Arbeitsplätze auf allen Hierarchiestufen einnehmen?

Emanzipation pflegen heisst zum andern, die Funktionalisierungen durch das System zu verweigern. Funktionalisierung meint, dass nicht die individuelle Person, sondern ihr Nutzen für das Spital bzw. das kapitalistische System entscheidend ist. Deshalb ist es auch für das Spital unwichtig, ob sich die Person am Arbeitsplatz wohlfühlt, ob sie Kinder daheim hat und ob eines der Kinder gerade krank ist, oder wie sie ihren Alltag um die Arbeit herum organisiert. Das Credo dieser Funktionalisierung lautet: Die Person wird an ihrem Output gemessen; stimmt dieser nicht mehr, wird die Person ausgewechselt. Es stellen sich also beispielsweise folgende Fragen: Was macht das System Spital bzw. der Kapitalismus mit mir als Arbeiterin in dieser Arbeitsteilung? Wem dienen meine Überstunden? Wieviele Überstunden muss ich machen, damit ich den Job seriös ausführen kann, wie viele Überstunden gehen auf Kosten meiner Gesundheit, meines Privatlebens? Will ich als Sekretärin, Putzfrau, Krankenschwester, Lehrerin, Ehefrau, Besucherin diese heimlich zugeteilten Funktionen überhaupt wahrnehmen?

Politisierung des Respekts

Das Spital ist aber auch ein Ort, wo Frauen und Männer individuell ihre Arbeiten erfüllen und individuell ihrer Arbeit immer wieder von neuem Sinn geben, also Emanzipation alltäglich praktizieren, verändern, anwenden, weiterdenken.

Arbeit bedeutet ökonomische Sicherheit und Lohn für Leistungen, die ich erbracht habe. Mit diesem Lohn kann ich mir Wohnung und Essen, Versicherungen, Kinos und Einladungen für FreundInnen leisten. In der Arbeit habe ich die Möglichkeit, mich selbst in einer indirekten Weise zu zeigen und mich, die Arbeit und vielleicht auch mein Umfeld zu verändern. Arbeit verstehe ich hier als Chance, zu gestalten und zu beeinflussen, mit anderen in Kontakt zu treten, ihre Meinungen zu hören, mit ihrem Know-how konfrontiert zu werden.

Arbeit hat für mich wesentlich eine soziale Dimension: Wir arbeiten für uns, mit anderen zusammen, oftmals auch für andere. Gerade das Spital zeigt, dass die Arbeit im Team stattfindet, dass das Team sozial oder konfliktreich ist, dass das Klima im Team die Arbeit wesentlich beeinflusst. Diese soziale Dimen-

Entsprechend der Hierarchiestufe ist auch die Höhe des Lohnes – unabhängig davon, ob dieser Lohn «gerecht» ist.

sion der Arbeit macht deutlich, dass Arbeit an Respekt gekoppelt ist. Ich respektiere die anderen, die ihre Arbeit so oder so machen und ich verlange von den anderen Respekt für meine Arbeitsweise. Respekt zeigt sich auch in der Weise, wie Konflikte am Arbeitsplatz ausgetragen werden.

Ich denke, dass sich der Sinn der Arbeit wesentlich im Respekt konkretisiert: im Respekt vor meinen eigenen Arbeiten, im Respekt vor den sichtbaren und unsichtbaren Arbeiten der anderen Frauen und Männer, im Respekt vor jenen Arbeiten, die wir auf den ersten Blick gar nicht als Arbeit anerkennen wollen, wie etwa Gesundwerden, Besuche machen, Zuhören, Streiten.

Respekt heisst, dass alle Arbeiten gleichwertig sind. Sie haben gleichen Wert, ob sie von einer Ärztin, Wäscherin, Köchin, Krankenschwester oder Putzfrau ausgeführt worden sind. Denn der Respekt geht davon aus, dass all diese individuellen Frauen in einer konkreten Situation ihr Bestes gegeben haben.

Aber Achtung: Diese Perspektive hat mindestens eine Falle, in der wir uns verfangen können. Nämlich die Falle der Harmonie, eine Form von Vernebelung durch Ethik, wie ich es nun nennen will.

Wir wollen Arbeiten – sichtbare und unsichtbare, mehr oder weniger sinnvolle, bezahlte oder unbezahlte – respektieren, jedoch nicht im Dienste des Systems, das von dieser Harmonisierung profitieren könnte. Wir müssen Respekt als politische Haltung denken

und leben, um sowohl aus der Rolle zu fallen als auch aus der Falle zu rollen. Den Respekt politisieren: Darunter verstehe ich einen Prozess, in dem wir Frauen klären, was uns unsere Arbeit wert ist. Nicht mehr andere definieren den Wert und den Sinn unserer Arbeit, sondern wir selbst setzen diesen Wert. Wir verweigern eine fremdbestimmte Sinn-Zuschreibung und zugleich setzen wir selbst einen Sinn. Ich will verstehen lernen, was jeder einzelnen Frau ihre Arbeit wert ist. Was bedeutet ihr ihre Arbeit? Weshalb wählt sie diesen Beruf? Welche Veränderungen will sie im Beruf vornehmen?

Politisierung des Respekts kann auch heissen, dass ich mich auf den Austausch unter Frauen verlassen kann. Ich kann mich auf das Wissen und die Präsenz der Arbeitskollegin verlassen; ich kann mich auf sie verlassen, wenn die Situation im Ops brenzlich wird, wenn der Arzt unsere Zusammenarbeit im Sinne des Teilens und Herrschens aufbrechen will, wenn meine Tochter morgens kränkelt und ich nicht rechtzeitig am Arbeitsort bin. Mich auf meine Arbeitskollegin verlassen zu können, bedeutet jedoch nicht, dass wir nicht streiten. Aber der Streit ist nicht zerstörerisch, sondern will klären. Dieser Streit kann den gegenseitigen Respekt stärken.

Die Politisierung des Respektes bedeutet auch, dass ich den individuellen Bemühungen der anderen so gerecht wie möglich werde. Ich möchte der Arbeitskollegin und mir gerecht werden, im Wissen, dass diese Form von Gerechtigkeit auch als eine «kapitalistische Vernebelungsstrategie» missbraucht werden kann. Ich möchte also zumindest diesen alltäglichen, oft unauffälligen Ungerechtigkeiten Rechnung tragen.

Utopie des Besonderen: Den schielenden Blick praktizieren

Politisierung des Respektes, übrigens ein Begriff, der in Diskussion unter Freundinnen entstanden und ausgehandelt worden ist, verweist auf eine Utopie, die ich abschliessend vorstellen will.

Die Utopie, die mir vorschwebt, setzt beim Tausch unter Frauen an. Frauen tauschen sich selbst, das heisst: ihr Wissen, ihre Ideen und Visionen, ihre alltäglichen Arbeiten, ihre Politik, ihre Privatleben, ihre Lusts und Frusts und ihre Gefühle. Sie betonen damit die Notwendigkeit des Netzes, der Verlässlichkeit und des Respektes.

Diese Utopie ist jedoch nicht ortlos, wie dies das Wort «u-topos» = «ortlos» suggeriert. Was wir heute im Spital, hier und jetzt, erfahren, ist eine verortete Utopie: Frauen, die zusammenkommen, um zu arbeiten, nachzudenken, sich auszutauschen; Frauenarbeiten, die ihrerseits in einem Arbeitskontext verortet sind. Und der Wert, den wir unserer Arbeit geben, ist ebenfalls verortet – nämlich mitten unter uns. Diese Utopie ist in der Gegenwart, und nicht

in einer zeitlosen und ortlosen Zukunft; es ist eine Utopie des konkreten Hier und Jetzt, nicht des abstrakten Nirgendwo.

In dieser Hinsicht ist es ein Rückgriff auf unsere Wahrnehmungen: Wie nehmen wir uns selbst in diesen vielfältigen Arbeiten wahr? Wie nehmen wir diese Arbeiten wahr? Und: Was macht die Arbeit, die das System von uns fordert, mit uns? Gerade in diesem konkreten Wahrnehmen besteht die Möglichkeit, sowohl die individuelle Frau, ihre Arbeiten, als auch zugleich das System im Auge zu behalten, das heisst: weder die konkrete Frau noch ihre Arbeiten, aber ebensowenig die Funktionalisierungen des Systems ausblenden zu müssen. Wir üben diese Utopie, indem wir einen schielenden Blick praktizieren. Schielend auf uns selbst und die anderen Frauen, schielend auf unsere konkreten Arbeiten und die Funktionalisierungen des Systems, schielend auf den Respekt füreinander und die erfahrenen Zurichtungen, und ebenso: schielend auf das Portemonnaie und den Rucksack.

Besonders wird die Utopie dort, wo wir Frauen den Wert unserer Arbeit unter uns aushandeln. Ich denke, dass es entscheidend wird, uns den Wert unserer Arbeiten nicht mehr länger von aussen, vom Markt in Form von monetärer Anerkennung diktieren zu lassen, sondern dass wir selbst den Wert der Arbeit gemeinsam verhandeln. Verhandlungen über den Wert der Arbeit in diesem konkreten Kontext beginnen mit Fragen, Anfragen und Diskussionspunkten.

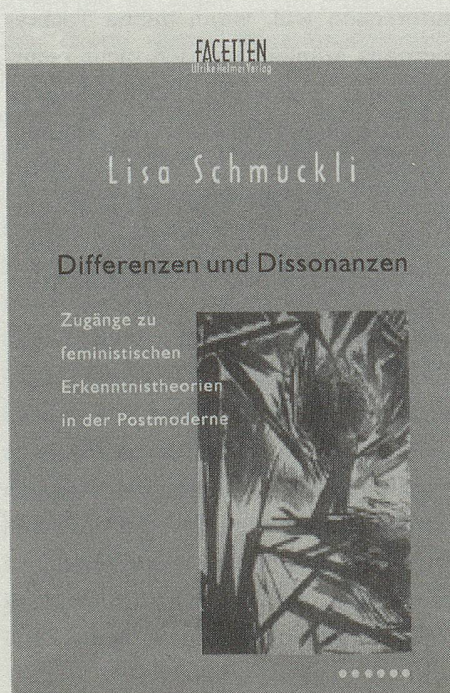
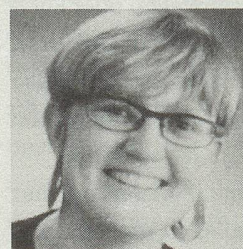
Was bedeutet mir meine Arbeit? Was soll sie meinen Kolleginnen bedeuten? Was erfülle ich mir in der Arbeit, wo ist Arbeit schlicht notwendiges Übel, um (über-)leben zu können? Der Wert muss ausgehandelt werden, und das heisst: Wir müssen uns über unsere Arbeiten unterhalten, konkret deren Sinn für beide Gesprächspartnerinnen klären. In diesem Gespräch werden für einen Augenblick die Dualitäten bezahlt/unbezahlt, sichtbar/unsichtbar, wichtig/unwichtig, privat/öffentlich aufgelöst. Wir setzen Wert und Sinn – jenseits traditioneller Zuschreibungen und Benennungen.

Im Aushandeln des Wertes unserer Arbeit ist mir nicht nur die sinnliche soziale Seite wichtig, sondern auch die Dynamik des Verhandeln und Tauschens: Ich erfahre, dass der Wert meiner Arbeit von mir und von anderen Frauen abhängig ist oder eben: Sinn,

Wichtigkeit durch uns erfährt. Und dieser Wert selbst kann sich verändern... Wir müssen also im Gespräch bleiben, um die Arbeit und ebenso die sozialen Beziehungen im Alltag zu klären. Damit jedoch prägen, nein: schaffen wir unsere Realität inmitten des Systems.

Der konkrete Gewinn dieser Verhandlungen ist meines Erachtens die Möglichkeit, das «Teile und Herrsche» auszuhebeln, die Hierarchisierungen aufzubrechen und uns selbst in unseren Differenzen ernst zu nehmen. Der Gewinn ist für mich die Chance, unter Frauen ohne Angst verschieden sein zu dürfen. Ist dies nicht eine konkrete Utopie, nämlich jene der Lebensqualität? ●

LISA SCHMUCKLI, 1965, Philosophin und Publizistin, Lehrbeauftragte an der Höheren Fachschule im Sozialbereich Zentralschweiz, seit 1989 EMI-Mitarbeiterin.



LISA SCHMUCKLI
Differenzen und Dissonanzen

Zugänge zu feministischen
Erkenntnistheorien in der Postmoderne
Ulrike Helmer Verlag 1996
ISBN 3-927164-04-6
Taschenbuch, 280 Seiten, Fr. 39.80